

Nr. 224. **Bromberg, den 14. Oktober** **1928.**

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

In einem der kleinen, aber liebevoll gepflegten Gärtchen weit draußen vor den Toren Wiens stand Konstantin Rinker und war damit beschäftigt, seine Rosenstämmchen für den Winter einzuhüllen. Sorgfältig band er eine Lage Stroh mit Bast an dem glatten, dünnen Körper derselben fest. Sie mußten sehr in Acht genommen werden, denn er hatte sie erst vor kurzem hierher verpflanzt und ihnen edle Reiser aufgepfropft. Von Zeit zu Zeit sah er nach einem der offenen Fenster des Hauses, das dem Garten als Hintergrund diente. Der wilde Wein, der es an der Vorderseite überwucherte, war fast entblättert. Wo er noch nicht entlaubt war, spielte er in tiefem Rot und sattem Gelb. Spatzen schaukelten sich auf dem schwankenden Gezweig. Sie pfiffen und lärmten und piepsten, als sei Katzenvolk ihnen auf den Fersen. Aber es war nichts als Übermut und eitel Wichtigtuerei. Niemand kümmerte sich um sie. Nicht einmal eine Katze.

Rinker zog das blaugestreifte Hemd unter dem Ledergürtel, der das Beinkleid hielt, etwas lockerer und hielt derzeit den Bast mit den weißen, großen Zähnen fest.

Ein etwa fünfjähriges Mädchen kam auf ihn zugelaufen, den Vater etwas zu fragen. Er konnte nur nicken, da ihm sonst der Bast entfiel. Sie schlüpfte gewandt an ihm vorbei und holte sich ihren Ball aus einem der Beete, das noch nicht völlig abgeerntet war.

Mit lautem, vergnügtem Kreischen schleuderte sie ihn dem etwa drei Jahre älteren Bruder zu, der damit beschäftigt war, das abgefallene Laub auf einen kleinen Haufen zu türmen. Der grub ihn dann tief in das raschelnde Blattwerk und sie suchten beide danach und bewarfen sich mit den farbigen Blättern. Rinker umfaßte seine Kinder mit einem Blick voll Stolz und Zärtlichkeit. Seine Augen hafteten zuerst an dem blonden Lockenkopf des Mädchens und blieben dann auf dem glühenden Gesichte des dunkelhaarigen Jungen haften.

Schön und gesund waren sie und machten keine Sorge, und so lange er lebte, sollten sie auch keine Not kennen lernen.

Im selben Augenblick trat eine junge, hübsche Frau unter die offene Türe des Hauses, in einfachem, aber sauberem Kleide, eine helle Schürze vorgebunden.

Aufgeregt schwenkte sie ein Zeitungsblatt in den Händen. Ihr Blondhaar leuchtete in der Sonne und die Augen des Mannes glänzten, als sein Weib auf ihn zuging.

„Hat es solche Eile?" scherzte er. „Jetzt hab ich keine Zeit, am Abend dann!"

Sie nahm ihm ohne weiteres den Bast aus den Händen, schob das Blatt statt desselben in seine Finger und deutete auf eine in dicken Buchstaben eingerückte Notiz.

„Hast du das übersehen?" meinte sie vorwurfsvoll. „Die Zeitung ist von gestern!"

Er zuckte die Achseln und begann zu lesen:

„Höchste Belohnung demjenigen, der die Adresse des Geigers Elemer Radanyi anzugeben vermag.
Mitteilung erbeten an
Harald Anderson, Palast-Hotel."

Er pfiff durch die Zähne, las noch einmal und wieder, dann sah er seine Frau an.

„Was sagst du dazu, Emma?"

Sie sah ihm angstvoll ins Gesicht. Ihre Hand legte sich zitternd auf seinen Arm. „Konstantin, könntest du das tun und hingehen und ihn um den Judaslohn verraten. — Dann — dann bist du ein Schurke, Konstantin!"

„Nein, nein, beruhige dich — ich tue es ja nicht — ich tu es ja nicht — um Geld schon gar nicht!"

Er strich ihr liebevoll über die Wangen. Sie schien ihm nicht zu glauben. Forschend hielt sie seinen Blick in dem ihren fest.

„Du kannst ganz ruhig sein!" versicherte er. „Von mir erfährt keiner etwas — keiner — obwohl —"

„Konstantin, sprich doch aus, was du sagen wolltest. — Obwohl?" —

„Dieser — dieser Anderson wäre nicht zu fürchten!" warf er langsam ein.

„Nicht zu fürchten!" erregte sie sich. „So weit bist du also schon, Konstantin!" Sie streifte seine Hand von ihrem Arme ab, wohin er sie gelegt hatte. „Wenn du das Geringste über ihn verlauten läßt, dann will ich nichts mehr mit dir gemein haben. Ich nehme die Kinder und gehe meiner Wege und du kannst es auch . . . und"

„Oho!" sagte er halb ärgerlich, halb in Lachen. „Nimm doch Vernunft an, du Närrchen, wenn ich dir doch sage, daß ich nichts plaudere, dann ist es auch so. Wenn ich den Aufruf nicht gelesen hätte, wüßte ich ja auch nicht, daß man ihn sucht. Mich wundert, daß sie so lange gewartet haben. —" Er küßte sie auf die kleine Wange und schob sie dann von sich. „Nun sei aber auch zufrieden, Emma. — Ich halte meinen Mund und damit basta!"

Nachdenklich ging sie ins Haus. Aber sie hatte keine Ruhe mehr. Immer wieder trat sie ans Fenster und blickte insgeheim nach der Stelle, wo ihr Mann arbeitete.

Er band nach wie vor seine Rosenstöcke, aber sie glaubte zu bemerken, wie er oftmals vor sich hinsah und darüber vergaß, den Bast zu knüpfen.

Daraus entnahm sie, daß ihr vorhergehendes Gespräch ihn stark beschäftigte. Sie wurde ihrer Sorge nicht ledig.

Hastig begann sie den Tisch in der hellen Wohnküche zu decken. Bei jedem Stück, das sie aus dem weißen Schranke in der Ecke nahm, dachte sie an Radanyi. Von dem Gelde, das er damals mit seiner Geige für sie verdient hatte, war alles gekauft worden. Und von dem anderen, das er ihnen geschenkt hatte, konnte ihr Mann seine Spielschulden bezahlen und die Kinder bekamen das erste warme Mittagbrot seit langer, langer Zeit.

Sie hob beide Hände zum Dank, dabei liefen ihr die Tränen über die Wangen. Gab es denn keinen Herrgott mehr im Himmel, der den Menschen vergalt, was sie dem Nächsten Gutes taten? — Womit hatte er denn nur all das Schwere verdient, das sein Leben zu einem so leidvollen und unglücklichen machte?

Rinker trat in das Zimmer und sah die verweinten Augen seiner Frau. Er sprach kein Wort, setzte sich an den Tisch, schnitt den beiden Kindern, die hereingehüpft kamen, das Brot und begann schweigend seine Abendsuppe zu essen.

Aber schon nach den ersten Löffeln schob er den Teller

beiseite. „Ich habe keinen Appetit," sagte er kurz und griff wieder nach der Zeitung.

„Wenn ich nur wüßte! —"

„Was möchtest du denn wissen, Konstantin?" Die junge Frau legte ebenfalls den Löffel zur Seite.

„Warum Anderson ihn sucht!"

„Das ist doch nebensächlich!" ereiferte sie sich. „Das kann uns doch ganz gleichgültig sein. — Nicht, Konstantin?"

Er seufzte auf, erhob sich mit schweren Füßen und ging wieder nach dem Garten. Unablässig lief er die schmalen Kieswege auf und ab und zermarterte sich das Gehirn. Sollte er? — Sollte er nicht? Warum suchte ihn Anderson? — Sorgte er sich um Radanyi? Oder zog er Erkundigungen für jemand anderen ein? — Wenn man das wüßte! —

Rinker setzte sich draußen auf die schmale Bank vor dem Hause. Untätig starrte er ins Leere.

Die beiden Kinder spielten Fangen und blinde Kuh. Sonst hatte er immer einen aufmunternden Zuruf oder ein verstecktes Blinzeln für sie gehabt, heute rührte er sich nicht.

„Konstantin!"

„Ja!" sagte er zusammenfahrend und blickte sich nach seiner Frau um, die unter dem offenen Fenster stand.

„Bist du noch immer nicht mit dir fertig!" frug sie und strich ihm, sich etwas herunterbeugend, das Haar zurecht.

Er schüttelte den Kopf. „Es geht mir einfach nicht aus dem Sinn — vielleicht . . ."

Sie zog ihre Hand, die er festhalten wollte, rasch zurück. „Zweimal hat er uns aus der Not geholfen, obwohl wir ihm ganz fremde Leute gewesen sind. Und du, du brächtest das fertig, schändlich wäre es von dir!"

„Ich tu's ja nicht!" sagte er ganz gedrückt. „Daran denken werde ich ja doch wohl dürfen!"

Die halbe Nacht lagen sie beide schlaflos. Als die junge Frau gegen Morgen etwas eingeschlummert war, weckte Rinker sie wieder.

„Glaubst du, daß ich es nicht doch tun soll?"

Sie richtete sich noch halb schlaftrunken auf und strich das blonde, etwas verwirrte Haar zurück. „Ich hab dir's schon gesagt, was du dann bist!"

Er stützte im Bette sitzend beide Knie auf und legte den Kopf darein. Sie sah, wie er sich quälte und zu keinem Ende kam. „Wenn ich nur wüßte!" Immer ging es wieder von vorne an! „Und dann — mir ist es ja nicht ums Geld — du darfst mir's glauben! — Keinen roten Heller nehme ich, das schwör ich dir. Aber immer muß ich denken, daß er noch eine Mutter hat. Vielleicht sucht die nach ihm. —"

Sie wollte ihn unterbrechen, aber er duldete es nicht und fuhr rasch weiter: „Denk doch, wenn eins von unseren Kindern einmal nicht mehr zu finden wäre und du ließest es in deiner Angst in allen möglichen Zeitungen ausschreiben und einer der wüßte drum und käme nicht und würde dir's nicht sagen, wo du es finden kannst, wär das nicht ein Verbrechen?"

Sie weinte auf und lehnte sich gegen ihn. Mit beiden Armen griff er nach ihr und zog sie zu sich heran.

„Überleg dir's, Emma! — Sagst du nein, dann schweig ich. Kein Mensch soll was von dem erfahren, was du und ich wissen. Sagst du ja, dann geh ich morgen ins Palast-Hotel zu Anderson und horch ihn erst aus, ehe ich ihm alles erzähle. Aber ich weiß es ja so, daß der nicht zu fürchten ist. Der ist ja immer mit ihm beisammengewesen und ist auch mit ihm fortgereist damals, als es mit ihm so auf Spitz und Knopf stand. Der hat es immer gut mit ihm gemeint!"

Sie wurde schwankend. „Versuch es halt, Konstantin. — Alles mußt du ja nicht sagen!"

„Nein, nein, alles muß ich nicht gleich sagen!" stimmte er ihr zu. „Und vor morgen abend geh ich ja auch nicht hin. Da können wir es uns auch noch anders überlegen."

Aber es blieb dabei.

Gegen sechs Uhr nachmittags trat Rinker in das Vestibül des Palasthotels. Sein langjähriger Aufenthalt zuerst in der Herrenstraße und dann drüben in Newyork im Astor-Hotel hatte ihm eine unbedingte Sicherheit im Auftreten gegeben. Er machte in seinem dunklen Mantel mit dem schweren Pelz aus Opossum ganz den Eindruck eines erstrangigen Gastes. Die Verbeugung, mit der er empfangen wurde, war dementsprechend.

Ein flüchtiges Lächeln glitt um seinen Mund, als er nach der Halle schritt, an welche die Haupttreppe sich anschloß.

Jetzt zur Zeit des Fünfuhrtees durchpulste diese regstes Leben. Der weite Raum faßte kaum die Zahl der Gäste. Ein buntes Bild. An den Tischen der Halle auf der Estrade kleine geschlossene Kreise, zwischen denen doch tausenderlei Berührungspunkte bestanden, vorherrschend Jugend mit würdigen Müttern dazwischen. Junge Frauen, junge Männer, ab und zu eine Uniform. Ein leises Raunen, ein verstecktes Kichern, viel — sehr viel Flirt. Dazu die prickelnden Klänge der Hauskapelle.

Rinker trat zu einem der Oberkellner und fragte nach Mister Harald Anderson.

Eine tiefe Verbeugung: „1. Stock. Das Appartement rechter Hand, mein Herr!"

Er dankte und stieg langsam die breite Treppe empor. Jetzt mit einem Male verspürte er ein Gefühl des Unbehagens. Er hatte beinahe das Empfinden, als tue er etwas Unrechtes. Am letzten Treppenabsatz blieb er unschlüssig stehen.

Ein betreßter Diener lief mit eiligem Schritt über den teppichbelegten Vorplatz. Er sah Rinkers Zögern und kam auf ihn zu.

„Kann ich irgendwie dienlich sein, mein Herr?"

„Ja! — Ich möchte gern Mister Anderson sprechen. Können Sie mich bei ihm melden?"

„Gewiß."

Der Bediente schritt voran und öffnete eine Tür, die auf den kleinen Korridor rechter Hand mündete. Er ließ Rinker eintreten und klappte die Türe geräuschlos hinter sich zu.

Eine mächtige Stehlampe warf ein blaßrotes Licht durch den hohen, mittelgroßen Raum. In den Madrasvorhängen schillerten buntfarbige Vogelgruppen auf und schienen jeden Augenblick emporfliegen zu wollen. Die breiten Goldrahmen der Bilder funkelten diskret, von der Malerei war soviel wie nichts zu sehen. Sie lag in dem Dämmerlicht der Lampe völlig abgedunkelt.

Hinter Rinker schob sich eine weiße Schiebetür auseinander. Die schwere Samtportiere wurde vom Luftzuge leicht gehoben.

Harald Anderson war eingetreten und faßte den Fremden fest ins Auge. „Mit wem habe ich die Ehre?"

Rinker vergaß zu antworten. Blaß, mit halbgeöffnetem Munde sah er nach der Frauengestalt, die unmittelbar hinter Anderson das Zimmer betreten hatte.

„Die Baronin Gellern! Gerechter Gott! — Nein, nein, nie — nie würde er Radanyi an diese Frau verraten. — Nur fort. — Wie stellte er das an, um nicht Verdacht zu erregen?

„Mit wem habe ich die Ehre?" hörte er die Stimme Andersons befehlend klingen.

„Ich — Mister Anderson — verzeihen Sie, ich hatte im Sinne, Ihnen eine Nachricht zu bringen. — Ich habe mich anders entschlossen. Gestatten Sie, daß ich mich empfehle."

Der Blick, mit dem er nach Eva Maria sah, war hart, beinahe grausam. Sie trug die Schuld an allem. Was half jetzt womöglich ihre Reue? Mochte sie tragen, was sie sich selbst geschaffen hatte. Er fühlte keinerlei Mitleid, eher Haß und Befriedigung, daß die Stunde der Vergeltung über sie gekommen war.

Anderson beobachtete ihn scharf. Ein jäher Verdacht blitzte in ihm auf. Der Mann wußte um Radanyi.

Ehe Rinker noch einen Schritt gegen die Türe gemacht hatte, legte er die Hand um dessen Arm.

„Die Nachricht, die Sie mir bringen wollten, betrifft Elemer Radanyi."

Anderson fühlte deutlich ein Zusammenzucken des Fremden. Rinker versuchte die Hand auf seinem Arme abzustreifen, aber sie hatte sich bereits um sein Gelenk gelegt.

„Antworten Sie in Ihrem eigenen Interesse, mein Herr!" Scharf, drohend wurden diese Worte von Anderson herausgeschleudert.

In Rinker erwachte der Trotz. Sein Wille, nichts zu verraten, verstärkte sich noch. Es war nur von Vorteil für ihn, daß der Amerikaner ihn nicht mehr erkannte. Er wollte den sehen, der ihn zum Sprechen zwingen wollte.

Mit einem Ruck machte er sein Gelenk frei.

„Ich weiß nichts von dem Geiger Radanyi!" sagte er so gleichgültig als möglich.

Anderson verstellte ihm den Weg zur Türe.

„Und seine Geige? — Wo ist die hingekommen? — Können Sie vielleicht darüber Auskunft geben?"

Rinker stand für den Moment wie gelähmt. — Seine Geige! O Gott!

Mit beiden Händen griff er nach der Lehne des Stuhles, der vor ihm stand.

„Also doch! — Also doch!" stöhnte er auf. „Es ist also alles umsonst gewesen. Aber ich hätte mir's ja denken können, daß es so kommt. Daß es nicht bei der einen Kugel bleibt und ihr eine zweite folgt. — Haben Sie ihm doch ein ehrliches Grab gegeben? — Sonst scharre ich ihn aus mit meinen eigenen Händen und trag ihn heim zu mir. Auf meinem Grund und Boden soll er ruhen, wenn sich sonst niemand seiner mehr erbarmt!"

Die Füße versagten Rinker. Anderson drückte ihn eiligst in einen der Gobelinsessel. Die Arme auf die Knie gestützt, preßte er die Fäuste gegen die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend in der großen Stadt.

Skizze von Balduin Reichenwallner.

Es war noch früh am Abend.

Ich saß in der fremden, großen Stadt — allein.

In einem freundlichen Speiselokal kam ich endlich zur Ruhe. Jetzt erst fühlte ich, wie meine Nerven erregt waren.

Die Menge der Eindrücke, der Lärm des Verkehrs, die Gedanken, die einem dabei kommen und entschlüpfen, hatten mich in eine Art Rauschzustand versetzt, der mir unbehaglich war.

Beim Halten des Trinkglases spürte ich, wie mir die Finger zitterten. —

Zwei Herren saßen mit mir am Tisch. Jeder war dem andern fremd. Der eine, Typus des Reisenden, schien lebhaften Temperaments, rief laut nach dem Kellner, bemängelte eine Speise, durchflog einen Haufen von Zeitungen und rauchte unausgesetzt.

Der andere saß in Gedanken versunken. Seine freundlichen Augen hinter der Goldbrille schienen zu lächeln. Gelehrter? Künstler? Ich wurde mir nicht darüber klar. —

Unversehens geriet ich mit dem „Reisenden" ins Gespräch.

„Wo kann man hier den Abend angenehm verbringen?" fragte ich ihn, denn ich wollte nicht schon ins Hotel gehen.

Er schaute mich erstaunt, fast mitleidig an. „Was wollen Sie haben? Sie können hier alles haben. Wollen Sie tanzen?"

„Nein."

„Flotte Musik?"

„O nein, ernste ist mir lieber."

„Symphoniekonzert. Gehen Sie da hin. Großartig, wenn Sie's noch nicht gehört haben. Riesenorchester —."

„Ich bin etwas abgespannt. Ein Symphoniekonzert würde mich zu sehr anstrengen."

„Gehen Sie doch in die famose Operette „Das Mädchen aus dem Paradies". Oder in die Revue. Prachtweiber, sage ich Ihnen. Und die Ausstattung! Prima!"

„Ich mache mir nichts aus Revuen."

„Gehen Sie ins Kino. Das ist gewiß nicht anstrengend. Man kann sagen, daß da heute wirklich Kunst geboten wird. Kennen Sie schon den neuen Film „Weltuntergang"?"

„Ich suche eigentlich etwas anderes; ich suche klassische, edle, gute Kunst."

„Hm — gehen Sie ins Schauspielhaus. Warten Sie —" er blätterte in der Zeitung. „Gastspiel Moissi in einem Pirandello. In der Oper der neue Strauß: „Die ägyptische Helena". Muß man doch gehört haben."

„Ich glaube, auch das ist nicht das Rechte."

Der Mann wurde ärgerlich. „Warum fragen Sie mich? Es ist doch wahrhaftig Auswahl genug. Sie können auch in den Zirkus gehen. Große Boxkampfkonkurrenz. Alle Welt spricht davon. Aber Sie werden schwerlich mehr einen Platz bekommen."

„Danke sehr, ich werde mir's überlegen."

Der Fremde zahlte, verbeugte sich und ging. Er schien es sehr eilig zu haben. —

„Ich verstehe Sie sehr gut", nickte mir der andere zu. „Wenn es Ihnen angenehm ist, so möchte ich Sie einladen, heute abend mit mir zu kommen."

„Sehr liebenswürdig," antwortete ich. „Wohin gehen Sie?"

„Nach Hause."

Ich war erstaunt. „Ich bin Ihnen ganz fremd. Sie kennen mich nicht — und laden mich ein —"

„Glauben Sie", fuhr jener gütig fort, „ich kenne Sie nicht? Sie sind mir nah verwandt. Ich weiß, was Sie suchen, und freue mich, es Ihnen bieten zu können."

„Sie meinen —?"

„Darf ich's Ihnen mit drei Zauberworten nennen? Haydn — Mozart — Beethoven."

„Sie haben's erraten. Der Klang dieser Namen schon ist Glück." —

Ich begleitete den Fremden in sein Heim und fand in ihm einen Menschen von klarer, schöner Bildung, der auf die Zerfahrenheit unserer Zeit mit der Ruhe des Philosophen blickte. Größe und Kraft gingen von ihm aus und eine beglückende Wärme.

Seine Gattin empfing mich mit großer Selbstverständlichkeit. Im Hause herrschte eine frohe Behaglichkeit, daß man sich fern der großen Stadt in ein früheres Jahrhundert versetzt glaubte.

Der erwartete Gast kam und brachte sein Instrument mit. Dann begann das Spiel. Am Flügel saß die Frau meines unbekannten Freundes, er selbst spielte Violine, der Gast das Cello.

Kristallklar, heiter und schmeichelnd sang sich mir das Haydnsche Trio ins Ohr. Die Liebe, die Hingabe, die Kunst der Spieler zog mich in den Bann. Ich vergaß die Welt, meine Seele schwang mit den Tönen, ein namenloses Glücksgefühl überwältigte mich. Lieblich gestalteten die verbundenen Drei Mozarts Schöpfung und ließen bei Beethovens Werk überirdische Schauer des Ewigen ahnen.

Als sie geendet hatten, lachten sie sich an.

„Schön! Nicht?" Das war alles, was der Freund mir sagte.

Ich drückte ihm ergriffen die Hand. „Das wissen die Menschen nicht mehr, daß eine gute Hausmusik ein Heilmittel gegen alle Krankheiten der Kultur sein kann", sagte ich.

„Man wird es wieder lernen", sagte lächelnd der Freund. „Bis dahin aber müssen wir sie hüten und hegen wie ein anvertrautes Erbe, das wir der Jugend übergeben, wenn sie reif geworden ist."

Ich verabschiedete mich mit schlichtem Dank von den liebenswürdigen Gastgebern und begab mich in mein kaltes Hotel, glücklich, den Abend so genußreich angewandt zu haben.

Tolle Welt.

Eine Mäusegeschichte von Adrian M. Keller.

Es war schon ein Weilchen her, seitdem die Feldmaus ihre Freundin, die Stadtmaus, besucht, aber schnell wieder verlassen hatte, weil ihr das unruhige Leben, die Furcht vor der Köchin, die Angst vor der Katze weitaus lästiger erschien als ihre eigene Armut, ihr bescheidenes, aber ungestörtes Dasein.

Die Stadtmaus erzählte gern und unter allgemeiner Heiterkeit im Kreise der Familie und der Bekannten von der furchtsamen, engstirnigen Auffassung der Feldmaus. Die Zeiten waren wieder viel besser geworden, man lebte wirklich gut und sorglos. Die Inflationszeit war zwar auch den Mäusen etwas an die Nieren gegangen, obwohl sie sich noch am ehesten zu helfen wußten. Aber seither war's von Tag zu Tag angenehmer geworden. Hauspersonal konnten sich nur wenige halten, die jungen Hausfrauen aber fürchteten sich im Dunkeln und besonders vor Mäusen; sie schrien, wenn sie eine sahen und liefen davon. Katzen wurden überhaupt abgeschafft, sie paßten nicht in die fortschrittlichen Haushaltungen, in denen auch die Frau an die Arbeit ging und keine Zeit für Katzenidylle hatte. Die Hauswirte aber, das war die Hauptsache, taten nichts mehr für die Häuser, und was an Wiederherstellungen wirklich geschah, war „Für die Katz", rührte aber nicht an die geheimen Schlupfwinkel, an die versteckten Zugänge der Mäuse. Statt, wie früher, um zehn, wurden die Treppen schon um acht Uhr abends verdunkelt. Man konnte sich von da ab ganz ungeniert bewegen. Keller und Böden zu beleuchten, fiel keinem ein, auch wenn man an die Bodentüre schrieb „Betreten mit offenem Licht verboten", und auch wenn man ab und zu Drohbriefe von Mietern erhielt, die sich im Keller Beulen geholt oder Einmachetöpfe zerschlagen hatten.

Kurz und gut, die Stadtmaus hatte eine gute Zeit, sie hatte einer ansehnlichen Familie das Leben geschenkt, sie lachte über die dumme Feldmaus und ihre Ängste. Ihr Hauptmagazin war natürlich die Vorratskammer, und sie wußte an alle Sachen heranzukommen, wenn sie auch noch so gut aufgehoben wurden. Ein dunkler Korridor, der gar keine Gefahr bot, führte in die Küche, die auch keine großen Schwierigkeiten machte, und von da ging's in die Speisekammer, wo es ab und zu eine besondere Delikatesse zu holen gab. Die Jungen kannten den Weg auch schon, und man hatte sich recht wohnlich eingerichtet.

Aber eines Tages geschah etwas sehr Unangenehmes. Männer waren gekommen, mit Drähten und Glaskugeln. Und seither war es in der ganzen Wohnung scheußlich ungemütlich. Wenn die Hausfrau die Speisekammer betrat, gab es einen kleinen Knacks, und dann war es strahlend hell. Sie tat zwar nichts, wenn sie einen von der Mausefamilie antraf, schrie nur auf und lief davon, doch irgend ein unangenehmes Gefühl blieb zurück. Am unangenehmsten war, daß der einst so anheimelnd-dunkle Korridor jetzt sogar ständig in Licht glänzte. Der Mausvater konnte sich erinnern, daß er einmal jemand sehr hatte schimpfen und stöhnen hören, weil er sich in dem dunklen Gang das Schienbein gestoßen hatte, und er führte die ganze Veränderung hierauf zurück. Und auch durch die Küche konnte man nur noch hindurch, wenn keiner drin war. Sonst war es doch schon einmal vorgekommen, daß eine von den kleineren, noch ungeschickten Mäuslein einen Guß heißes Wasser über das Fell bekommen hatte. Und eines Tages fand sich der Mäuseonkel Max in jämmerlicher Lage tot in einem teuflischen Instrument vor, das die Hausbewohner unzweifelhaft mit hinterhältiger Absicht aufgestellt hatten.

Das war zu viel für die stolze Stadtmaus. Sie wollte ihre Ruhe und ihr gutes Leben wieder haben. Diese Lichtkugeln waren an allem übel schuld, sie mußten unschädlich gemacht werden. Aber das war nicht einfach. An die Kugel selbst konnte sie nicht heran, große, dicke Glasschirme schützten sie. Bald aber hatte sie herausbekommen, daß die Drähte, die die Männer gezogen hatten, das Licht auf geheimnisvolle Weise vermittelten. Indessen, auch diese waren schwer zugänglich und in dünnen Röhren verborgen, denen die Mausezähne nicht gewachsen waren. Endlich fand sie aber doch eine Stelle, die offenbar flüchtig gelegt war. Hier lagen die Drähte auf Daumenbreite frei. Sofort ging sie an die Arbeit. Die Drähte schienen aus schwarzem, zähem Stoff zu sein. Schließlich gab er nach, bald schimmerte es goldig hervor. Aber dann versagte die Schärfe des Mausezahns. Nun, wenn's bei dem einen nicht ging, da waren ja zwei Drähte, vielleicht gelingt's beim andern.

Das wurde dem Mäuslein zum Verhängnis. Denn als es auch hier die Umhüllung zernagt und die kupferne Seele erreicht hatte, erlitt es einen heftigen Schlag. Das Licht ging überall aus, ihr brechendes Auge erfaßte noch diesen letzten Triumph. Dann war's vorbei.

Wenige Minuten später entfernte der Hausherr ihren toten Körper von den angenagten Drähten, die den Strom durch das spitze Näschen und eine Pfote von der einen blanken Stelle zur anderen gesandt hatten. Die Sicherungen hatten ihren Dienst getan und waren im Handumdrehen ausgewechselt. Weiter nahmen die stolzen Menschen keine Notiz von dem Vorfall.

Die trauernde Mäusefamilie aber floh hinaus aus dem Hause des Schreckens — hin zur Feldmaus, die spärlich, aber gesicherter ihr Leben fristete.

Laubfall und immergrüne Pflanzen.

Wie die Pflanzen den Winterschutz vorbereiten.

Von Kurt Bibl.

Es gibt viele Menschen, die angesichts der fallenden Blätter in Melancholie versinken, weil sie in den Herbsttagen an den Bezwinger alles Irdischen gemahnt werden. Findet hier nicht eine völlige Verkennung biologischer Erscheinungen statt? Niemals läßt sich ein kahler Baum mit einem toten Wesen vergleichen, höchstens vielleicht mit einem schlafenden. Aus welchem Grunde aber werfen die meisten Pflanzen am Ende der warmen Jahreszeit ihre Blätter ab?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns vorerst einmal über die Aufgabe der Blätter klar werden. Diese dienen den Gewächsen in der Hauptsache als Verdunstungs-, Ernährungs- und Atmungsorgane. Jedes Blatt besitzt eine größere Anzahl Poren, durch welche wie bei jedem anderen Lebewesen der Gasaustausch stattfindet. Das heißt: Der einströmende Sauerstoff verbindet sich mit dem in den Zellen befindlichen Kohlenstoffe und erzeugt bei diesem Verbrennungsvorgange die notwendige Eigenwärme. Das Ergebnis des chemischen Prozesses aber, die Kohlensäure, wird nun nicht etwa wie bei den Tieren und Menschen ausgeschieden, sondern sie bildet den Ausgangspunkt einer anderen biologischen Erscheinung: Unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen spalten die in den Pflanzenkammern befindlichen Blattgrünkugeln (Chlorophyll) die Kohlensäure wieder in ihre Elemente und verarbeiten dabei den Kohlenstoff zu Stärkemehl und Zellulose (Zellstoff oder Holzstoff). Eine andere wichtige Aufgabe, welche die Pflanze den Blättern zuteilt, ist die Verdunstung. Die unaufhaltsam nachströmende Bodenflüssigkeit führt den Zellen die mineralischen Aufbaustoffe zu und gelangt dann durch die Blattporen als Wasserdampf wieder in die Atmosphäre. Mit dem Eintritte der kalten Jahreszeit werden diese wichtigen biologischen Prozesse stark gehemmt. Sie vollziehen sich im Innern des Baumes bedeutend langsamer. Nun müssen die Funktionen der Atmung und der Verdunstung von der Rinde übernommen werden. Der herbstliche Laubfall ist schon lange vorher sorgsam von der Pflanze vorbereitet worden. Alle lebenswichtigen Bestandteile, die Kohlenwasserstoffverbindungen und das Eiweiß, befinden sich längst in den Zellen des Stammes, in der Wurzel oder in den Früchten. Die Ansatzstellen der Blattstiele an den Zweigen werden durch eine feine Korkschicht geschützt, die später verhärtet. Im Herbste ist die Aufgabe des Blattes erfüllt, und was dann als Spielball des Windes herum wirbelt, ist nur der wertlose Überrest eines früher so wichtigen Pflanzenorgans, nichts anderes als eine abgestreifte Schlangenhaut oder als der ausgebrochene Milchzahn eines Kindes.

Wie mögen die prächtigen Farbensymphonien bei dem Herbstlaube entstehen? An manchen Pflanzen wandelt sich die Farbe des Chlorophylls vom Schwarzgrün in die leuchtende Glut des Rubins bis zum flammenden Gelb des Sonnenlichts um. Das Braun der Blätter entsteht durch das Absterben der Zellhäute, während die Rotfärbung meist dadurch verursacht wird, daß der Zellsaft einen purpurnen Ton annimmt. —

Wie sind die immergrünen Gewächse gegen die schädlichen Einflüsse des Winters geschützt? Betrachten wir die Blätter des Efeus, des Buchsbaums, des Immergrüns, so fällt uns bei diesen winterharten Pflanzen ihr sehr dunkel gefärbtes Blatt auf. Eine gewaltige Anhäufung der Chlorophyllkörper scheint hier stattzufinden, wohl nur zu dem Zwecke, reiche Kohlenstoffverbindungen aufzubauen, d. h. die auch im Winter notwendige Eigenwärme der Gewächse zu erzeugen. Trotzdem würde der Frost die saftgefüllten Blattzellen sprengen, wenn nicht die durch eine Wachsschicht isolierte Lederhaut die empfindlichen Teile schützte. Die Lebensdauer der Blätter bei den immergrünen Pflanzen ist auf zwei bis drei Jahre beschränkt. Auch hier findet jeden Herbst in beschränktem Maßstabe ein Laubfall statt. Die Pflanze verliert dann ungefähr ein Drittel ihres Blattschmuckes. Auf ähnliche Art vollzieht sich bei den Nadelbäumen die Erneuerung; denn die Nadeln der Fichten, Tannen und Kiefern sind ja weiter nichts als Blätter. Ihre eigentümliche Gestalt ist ein Schutzmittel gegen allzu starke Verdunstung, weil die Nadelbäume infolge ihres Standortes gezwungen sind, mit der aufgenommenen Bodenfeuchtigkeit sparsam umzugehen.




Bunte Chronik

***Das Thermometer als Wünschelrute.** Riesige Summen sind auf der Suche nach Erdöl umsonst verausgabt worden, weil unzählige Bohrversuche in einem Gebiet, das für ölhaltig angesehen wurde, ergebnislos verliefen. Der Lektor für Erdöltechnik an der Universität von Kalifornien A. J. Carlson will durch jahrelange Ermittelungen ein äußerst einfaches Verfahren gefunden haben, um feststellen zu können, ob ein Bohrversuch Erfolg verspricht oder nicht. Die Erfahrungen, die Carlson bei 75 Bohrversuchen im Auftrag des Geologischen Instituts der Vereinigten Staaten sammeln konnte, haben ihn gelehrt, daß von einer Tiefe von zweihundert Fuß an die Bodenwärme für je 50 Fuß um einen Grad Fahrenheit zunehmen muß, soll bei einem Bohrversuch auf Öl gestoßen werden. Steigt dagegen die Temperatur nur für je 53 Fuß um einen Grad, so enthält der erbohrte Grund kein Petroleum. Demnach kann mit Hilfe des Thermometers schon in einer Tiefe von 250 festgestellt werden, ob Bohrungen Erfolge zeitigen werden oder nicht, während bisher manches Bohrloch bis 4500 Fuß tief geführt wurde, ohne einen Tropfen Öl zu liefern.

*

*** Neu entdeckte Tiere in Griechenland.** Reiche Ergebnisse belohnte die Forschungen, die seit Anfang dieses Jahres von dem Innsbrucker L. Weirater in Griechenland durchgeführt wurden. Dieser Gelehrte hatte von der griechischen Regierung den Auftrag erhalten, die Fauna der Höhlen und Grotten in den schwer zugänglichen Gebirgszügen des Zygos, Tymphristos, des Olymps und Ossa, der Ghiona u. a. zu untersuchen. Nach Monaten eifrigen Sammelns hat Weirater die durch die sommerliche Hitze gebotene Unterbrechung der Arbeiten an Ort und Stelle dazu benutzt, das gewonnene Material zu Hause auszuwerten, worüber er jüngst berichtete. Es konnten fünfzig bisher unbekannte Tierarten festgestellt werden, darunter solche, die nicht einmal in verwandter Art bisher irgendwo angetroffen worden sind. Namentlich die in den Grotten vorgefundenen Skarabäen boten viel Interessantes. Farbe und Sehvermögen haben sie völlig verloren, an Stelle der Augen sind fein behaarte Fühler getreten, auch der Geruchssinn ist hoch entwickelt. Der Körper ist lang gestreckt, so daß sich die Tiere auch in engen Spalten behende bewegen können, wozu ihnen eine besondere Gestaltung der Füße ebenfalls von Nutzen ist. Ihre ganze Lebensweise ähnelt der von Tiefseetieren. Es überrascht deshalb auch nicht, daß diese Höhlen- und Grottenbewohner feuchte und kühle Aufenthaltsorte bevorzugen und im heißen Sommer die allertiefsten Spalten und Gesteinsrisse aufsuchen, die jedem menschlichen Zugriff verschlossen sind. Das ist wahrscheinlich auch der Hauptgrund dafür, daß sie so lange Zeit unentdeckt geblieben sind.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.